

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 13 (1940-1941)

Heft: 6

Artikel: Neue Sprachpillen

Autor: Greyerz, Otto von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850643>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Achtung, den meisten Gehorsam einflößen; es wird sich mit einem wahren, gläubigen, frommen Vertrauen vor diesem Lehrer beugen“.

Auch die Liebe ist eine Gewalt, auch die Liebe kann zwingen; ja, oft ist sie mächtiger als jede andere Gewalt. Unbeirrbar, Festigkeit, Ausdauer und Konsequenz in der Anwendung der Liebe schafft mindestens ebensoviel Autorität als die gleiche Anwendung von äußerer Gewalt. Wie oft würde ein Lehrer mehr erreichen, sich und den Schülern manch bittere Stunde ersparen, wenn er sich vornehmen würde, den Schülern gelegentlich, statt sie gehörig „in den Senkel zu stellen“, eine Freude zu bereiten, statt einer Strafpredigt eine schöne Geschichte vorzulesen! Das braucht Ueberwindung, aber diese Ueberwindung hilft dem Schüler meistens mehr als eine Strafpredigt.

Im Dienste einer höheren Autorität.

Wenn wir uns rückblickend vergegenwärtigen, welche Anforderungen die Autorität an den Lehrer stellt, wie Selbstsicherheit, unerschütterliche Ruhe, Zuversicht, Beherrschtheit, Bedenkenlosigkeit, Selbstvertrauen, dann beschleicht uns ein banges Gefühl. Dürfen wir gebrechlichen, armseligen, sündhaften, unbeherrschten und unwissenden Menschen,

von denen es heißt, „eure Rede sei ja, ja, nein, nein, und was darüber ist, das ist von übel; denn ihr vermögt nicht, ein Haar weiß oder schwarz zu machen“, dürfen wir uns solche Autorität anmaßen? Ist es nicht so, daß wir im Grund der Dinge nichts wissen und nichts können, daß wir nie sicher sind, daß wir immer von andern Mächten abhängig sind?

Das sind berechnete Fragen. Sie führen uns über Pädagogik und Psychologie hinaus ins Gebiet des Weltanschaulichen. Da hat jeder mit sich selbst auszumachen, wo er die Kraft hernehmen will, als armes Menschlein sich Autorität zu verschaffen. Der Gläubige holt sich diese Kraft beim Inhaber der höchsten Autorität, bei Gott. Indem er sich selbst einer höheren Autorität unterstellt, tut er nichts anderes als das Kind, er sucht bei seinem Vater Schutz, Sicherheit, Zuversicht, Vertrauen, Ruhe. Er gibt dann dem Kinde nur das, was er selbst von einer höheren Autorität empfangen hat.

Die Zitate stammen aus folgenden Werken:
G o t t h e l f : Schulmeister, Uli, Annebäbi.
L a u t e r b u r g : Ziele und Wege der Erziehung und Selbsterziehung. Gstaad, 1924.
M e n g : Strafen und Erziehen. Verlag Hans Huber, Bern.
S t e r b a : Handwörterbuch der Psychoanalyse. — Intern. Psychanal. Verlag, Wien.
Z u l l i g e r : Schwierige Schüler. Verlag Hans Huber, Bern.

Neue Sprachpillen.

Von OTTO VON GREYERZ.

Vor kurzem erschien als letztes literarisches Vermächtnis von Otto von Greyerz das Buch: „Sprachpillen“. Neue Folge. 1940. (Verlag A. Francke AG., Bern.) In Lwd. Fr. 5.—.

Die neue Folge der „Sprachpillen“ von Otto von Greyerz steht dem ersten Bande in keiner Weise nach. Was hier in 50 kleinen Kapiteln geboten wird: die überraschende Deutung eines unverständenen Mundartausdrucks, der Einblick in das innere Wirken der Sprache, das kräftige Urteil über eine sprachliche Modetorheit, das ist nie langweiliges Wissen, sondern stets lebendigste Wissenschaft, die jedem frommt. Denn hier spricht kein enger Philologe, sondern ein eigenartiger, kluger und liebenswürdiger Mensch; und so ist es auch nicht philologische Berufsmeierei, die uns wünschen läßt, daß auch dieses Buch den Weg in möglichst viele Hände finde: Der Geist, der Witz und die innere Geradheit dieses Werkes müssen weitherum wirken. Denn Dienst an der Sprache, wie ihn Otto von Greyerz auffaßte, ist am allerwenigsten Dienst am Buchstaben; ist nicht nur Dienst an unserer heimischen Mundart und an unserem Volkstum, sondern ist im tiefsten Dienst an der Wahrheit.

Prof. Dr. H. R.

Nachbemerkung der Redaktion: Dank des Entgegenkommens des Verlages A. Francke, Bern, sind wir in der Lage, unseren Lesern auch von der neuen Folge der „Sprachpillen“ zwei besonders pikante Proben bieten zu können:

„Sehr verehrter Herr!“

Muß das nun so sein und bleiben? Soll die Höflichkeit in der brieflichen Anrede hierin den höchsten, endgültigen Ausdruck gefunden haben?

Früher sagte und schrieb man „Geehrter Herr!“ und glaubte der Höflichkeit im allgemeinen Genüge getan zu haben. Wollte man ein mehreres tun, besonders gegenüber ehrwürdigen Personen — ehrwürdig durch Alter, Beruf, Amt oder wahres Verdienst — so sagte man „hochgeehrter“, auch „hochgeachteter, hochgeschätzter, hochzuverehrender Herr“, aus dem sicheren Gefühl heraus, daß „hoch“ das richtige Steigerungswort zu „ehren, achten, schätzen“ sei. Bei dem überhandnehmenden Gebrauch und Mißbrauch von „sehr“ (sehr dankbar, sehr erfreut, sehr gern, sehr arbeiten, sehr jubeln) drang dieses Wörtchen auch in die Anrede ein und verdrängte — vielleicht nach dem Beispiel des französischen „très honoré“ — das „hochgeehrt“ durch „sehr geehrt“. Seit etwa fünfzig Jahren hat sich diese Anrede im Deutschen durchgesetzt. Aber das genügte den Höflichkeitsbolden noch nicht. In völliger Verkennung des alten Sinnes von „verehren“, das selber den höchsten Grad von „ehren“ bezeichnet, glaubte man das „verehren“ noch mit „sehr“ übertrumpfen zu müssen, und so entstand denn dieses geschwollene „sehr verehrter Herr“!, das heute bereits so abgeschliffen ist, daß es nichts mehr bedeutet, jedenfalls nicht mehr als „geehrter Herr!“; denn man redet jetzt jeden Unbekannten, auch einen

ganz und gar nicht verehrten, mit dieser leeren Formel an. Ich erinnere mich einer Festrede an einem Bankett, in welcher die Anwesenden alle zwei Minuten mit „Meine sehr verehrten Damen und Herren!“ angeschmeichelt wurden, offenbar aus dem dunkeln Gefühl des Redners, daß er eigentlich wenig oder nichts zu sagen habe; ich hatte den Eindruck, daß die übertünchte Höflichkeit der Rede noch mehr schadete als der fade Inhalt.

Zwar weiß auch der echte Schweizer die Höflichkeit (obschon „höflich“ von den Fürstenhöfen stammt) zu schätzen, aber die des Herzens und nicht die der Worte; und wir erleben es noch heute auf dem Lande, daß ein währschafter Bauer die höflich gemeinte Anrede „Herr soundso“ zurückweist mit den Worten: „Der Heer han i deheime gla“ oder „Der Heer isch im Himel obe“. Er weiß zwar von alters her, daß es Herren geben muß, die regieren können, und den Pfarrer nennt er noch allgemein den „Heer“, nicht nur in Redensarten wie „zum Heer gah“ (die Hochzeit angeben) und „vom Here cho“ (die Erlaubnis zum Abendmahl erhalten). Aber er hat es nicht gern, wenn einer den „Herrn“ herauskehrt und „gheersch“ oder „gherschelig“ tut. Verhaßt ist ihm an seinesgleichen das „herele“ oder „herehündele“, d. h. das Nachäffen des Herrenvolks in Kleidern und Manieren. Solches bedachte gewiß jener Zürcher Pfarrer (Felix Wyß), der von der Kanzel herunter bekannte: „Knecht sind wir (Geistlichen), ob wir gleich vom Volk um Ehren willen Herren genennet werden“ (Predigtsammlung von 1670). Die heutige Demokratie hat die Gleichheit vor dem Gesetz dadurch zum Ausdruck bringen wollen, daß sie den Titel „Herr“ allgemein einführt, statt ihn allgemein abzuschaffen. Der bloße Name könnte, wie bei den Römern, in einer Republik genügen. Die Ehre würde nicht darunter leiden.

Allein wir haben nun einmal den Brauch angenommen und werden ihn schwerlich wieder los. Nur meine ich, wir sollten, was bloße Höflichkeitsformel ist, so einfach wie möglich halten. „Gehrter Herr“ würde im allgemeinen genügen. Es besagt, auch wo es nicht im vollen Sinne des Wortes gemeint ist, daß wir jedem, mit dem wir brieflich verkehren, wenigstens die Ehre gönnen, höflich angedet zu werden. Diese bescheidene Höflichkeit der Anrede kann den Schreibenden vor einem groben oder verächtlichen Ton bewahren. Einen „gehrten Herrn“ kann man nicht ehrenrührig behandeln. Ist dies aber nötig, so lasse man die Anrede lieber weg. Drängt uns die Verehrung, die wir jemand entgegenbringen oder schulden, zu einem deutlicheren Ausdruck unseres Gefühls, so haben wir immer noch die Auswahl zwischen „verehrter Herr“ mehr als „sehr verehrter Herr“. Wie denn überhaupt „sehr“ in den meisten Fällen abschwächend wirkt.

Wenn man die Sache gründlich nähme, so wäre „Mann“ richtiger und würdiger als „Herr“. Denn

wenn es, wie jetzt, nichts als Herren gibt, wer ist dann noch im eigentlichen Sinne Herr? „Herr“ heißt seinem Ursprung nach (althochdeutsch hêriro, später zusammengezogen herre) der Höhere, zum Herrschen Befugte. Das fühlen wir noch, wenn es heißt: „Er soll dein Herr sein“ oder wenn wir nach Schiller singen:

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte.

Eben diese soziale Kluft sollte überwunden werden, wie es die Quäker gekonnt haben, und wie es Schiller geträumt hat in seinem Lied an die Freude:

Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

*

Der Standpunkt, daß

Je weniger festen Stand die Leute haben, desto mehr reden sie von Standpunkt. Der angebliche Standpunkt wird zum Drehpunkt, zum Gleitpunkt... und bedeutet schließlich gar nichts mehr. Der Standpunkt ist ein Nullpunkt geworden, eine leere Redensart. Das zeigt sich auch in der grammatischen Verwendung des Wortes.

Früher brauchte man es meistens in Verbindung mit einem wertbestimmenden Attribut: ein eigener, niederer, hoher, veralteter, überwundener, erhabener Standpunkt; man sagte: der Standpunkt unserer Partei, vom Standpunkt des Rechts, der Menschlichkeit; sich auf den Standpunkt des Gegners versetzen usw. Damit war noch eine gewisse Anschauung verbunden: man konnte sich vorstellen, daß die Partei, das Recht, die Menschlichkeit (als allegorische Gestalt) ihren Standpunkt, Standort habe, den sie naturgemäß einnehmen müsse, wie etwa jeder Offizier und jeder Soldat in einem zur Parade aufgestellten Regiment. Jetzt hingegen redet man von einem finanziellen, wirtschaftlichen, ornithologischen, chemischen Standpunkt, betrachtet eine Angelegenheit „vom rein qualitativen Standpunkt aus“, oder auch vom quantitativen oder sonst einem -iven, -orischen, -ialen, -ellen, -onischen, -etischen, -arischen oder nichtarischen Standpunkt. Der Standpunkt läßt sich alles gefallen. Er hat nichts mehr zu bedeuten. Er ist ein leeres Kleidergestell, über das jeder beliebige Rock gehängt werden kann. Ein quantitativer Standpunkt! Ein antiseptischer Standpunkt! Man versuche sich das auszudenken! Aber was! Man denkt ja das Gesagte nicht aus, man denkt nur drum herum.

Mit diesem schemenhaften, nichtssagenden Standpunkt, der längst keiner mehr ist, wird nun weiter operiert und jongliert: Unsre Partei steht auf dem Standpunkt, daß... Ich teile durchaus den Standpunkt meines Vorredners, daß... (man denke sich einen geteilten Standpunkt!). Vom neuzeitlichen Standpunkt aus, daß nämlich..., Das ist ein Standpunkt, der sich hören läßt (hören!)... Man sollte

die beiden Standpunkte zu vereinigen trachten. . . . Ich möchte die Aufmerksamkeit nur auf den „Standpunkt daß“ lenken, eine noch vor zwei Menschenaltern unmögliche Fügung. Auch damals konnten Daß-Sätze von einem Dingwort abhängig gebildet werden; allein das Dingwort gehörte dann in der Regel zu einem Zeitwort, von dem ein Daß-Satz abhängen konnte: der Gedanke, daß . . . (zu „denken daß“), das Gefühl, die Vorstellung, Annahme, Bedingung, Furcht, Hoffnung, daß . . . der Glaube, Wunsch,

Beweis, Schluß, das Geständnis, Gelübde, daß (zu „geloben, daß“); auch die Gewißheit, daß (zu „gewiß sein, daß“), Gewohnheit, daß (zu „gewohnt sein, daß“). Man konnte auch sagen: Es ist ein Glück, daß . . . Hier herrscht noch die Sitte, daß . . . Wenn der Fall eintritt, daß . . . Aber ein „Standpunkt, daß“ wurde erst sprachmöglich, nachdem das Wort Standpunkt völlig ausgehöhlt und zur sprachlichen Spielmarke geworden war.

So ging es, so geht es noch heute.

Kleine Beiträge:

Pro Juventute

ersucht uns um Veröffentlichung folgender Mitteilung: In Anbetracht des zu erwartenden reichen Obstsegens gedenkt Pro Juventute dieses Jahr wiederum eine Spende von Gratisobst an die Bergschulen durchzuführen. Zur Verwendung werden möglichst späte, haltbare Sorten kommen, damit die Bergschüler bis weit in den Winter hinein ihren Znüni-Apfel bekommen können.

In den früheren Jahren war diese schöne Aktion nur möglich durch die fleißige und hingebende Mitarbeit der Lehrerschaft und der Schüler. Vielerorts haben sich infolge dieser Obstsendungen freundliche Bande zwischen Schulen des Tales und der Berge gebildet. Eine ganze Reihe von Lehrern hat in Lektionen das Ergebnis der Obstspende ausgewertet.

Wir hoffen zuversichtlich, daß auch dieses Jahr die Lehrerschaft wiederum dabei sein werde, wenn es sich darum handelt, die Jugend dazu anzueifern, selbst etwas im Dienste ihrer Kameraden zu tun. Die Bezirkssekretariate der Stiftung Pro Juventute werden sich erlauben, im Laufe der nächsten Zeit mit entsprechenden Gesuchen an die Schulen zu gelangen. Wir hoffen, sie werden dabei freundliches Entgegenkommen finden.

Anfragen und Auskünfte richte man an das Zentralsekretariat Pro Juventute, Seilergraben 1, Zürich.

Sollen Eltern den Kindern von ihren Sorgen erzählen?

Amerikanische Auffassungen.

Eine junge Witwe in Cincinnati, Mutter zweier Kinder, setzte ihren ganzen Ehrgeiz darein, trotz ihrer sehr beschränkten finanziellen Mittel den Kindern eine hervorragende Erziehung zu geben. Eine Freundin, die das aufs äußerste bewunderte, riet ihr, den Kindern doch zu sagen, wie sehr sie finanziell zu kämpfen habe.

Die Mutter lehnte das aber entschieden ab: „Was soll das helfen? Sie können mir doch noch nicht helfen. Die einzige Folge wäre, daß sie verwirrt und unglücklich wären, und daß sie die kleinen Extrageschenke, die ich ihnen mache, nicht mehr annehmen wollten“.

Diese Episode diente amerikanischen Jugendbildnern zur Erörterung der Frage, ob Eltern den Kindern von ihren Sorgen erzählen sollten oder nicht. Im allgemeinen ging die Ansicht dahin: es ist zwecklos, Kindern von den täglichen Sorgen zu erzählen, da eine positive Hilfe von ihnen in den wenigsten Fällen zu erwarten ist und umgekehrt bei ihnen durch die Erzählung nur innere Spannungen entstehen, die ihren Seelenfrieden gefährden. Wichtige Dinge dagegen, die die ganze Familie

betreffen, sollten auch den Kindern nicht verheimlicht werden; sie fühlen sonst nur, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist und werden dadurch erst recht unruhig. Es wird sich immer die geeignete Form finden, um ihnen von solchen Entscheidungen und Ereignissen Mitteilung zu machen.

Als ein Fortschritt des modernen Lebens wird es betrachtet, daß im Heim von den Erwachsenen nicht mehr so viel unnützes Geschwätz und Gerede über andere Menschen gemacht wird, als das früher vielfach der Fall war. Für die Kinder, die alles hören und manches behalten, ist das ein großer Vorteil. Mit der Erfindung von Radio, Auto und andern technischen Fortschritten sind die leeren Stunden der Muße strenger ausgefüllt als früher; es wird nicht mehr so viel über kleine Spannungen mit Nachbarn und Freunden gesprochen, man hat zu vielerlei andere geistige Interessen, der Klatsch hat abgenommen. Vielleicht trifft diese Auffassung nicht allgemein zu, aber wo sie richtig ist, da wird dem seelischen Gleichmaß der Kinder zweifellos ein Dienst getan.

Die Mutter eines vierjährigen Knaben war ins Krankenhaus gebracht worden, dort starb sie. Der Vater konnte sich absolut nicht entschließen, dem Kind die schmerzliche Nachricht mitzuteilen. Das Kind hing sehr an seiner Mutter und fragte immer wieder nach ihr. Stets wurde es von neuem getröstet, die Mutter sei im Krankenhaus, sie sei verreist; die Bitte, die Mutter besuchen zu dürfen, wurde nicht erfüllt. In kurzer Zeit änderte sich das Benehmen des Kindes vollkommen. Es stritt mit jedermann, schlug nach dem Vater und der Pflegerin, zerknüllte und zerriß seine neuen Kleider und wälzte sich im Staub des Torwegs.

Was war die Ursache seines veränderten Benehmens? Seine Mutter war von ihm gegangen, er wollte sie wiederhaben, man sagte ihm aber nicht die Wahrheit, sondern machte Ausflüchte, die er als haltlos erkannte. Aber er war hilflos gegenüber dem Schweigen und der Lüge, und so kam er instinktiv zu solchen Mitteln. Der Arzt riet dem Vater, dem Kind die Wahrheit über die Mutter zu sagen. Zögernd und unüberzeugt befolgte der Vater den Rat, und er tat es in kluger, schonender Weise, aber aufrichtig. Er versprach dem Kind, mit ihm die weggegangene Mutter, die im Gras eines schönen Parkes ruhe, zu besuchen. Der Knabe verstand rasch, was Krankheit und Tod bedeute; die Lüge war aus seinem Leben genommen, er kehrte zu seinem normalen guten Verhalten zurück.

Der ganze Vorfall war aus dem Gedanken entstanden, dem Kind eine schmerzende Wahrheit ersparen zu wollen. In so lebenswichtigen Ereignissen wie dem hier vorliegenden ist das aber nicht möglich. Das richtige